

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Evangelisches Kirchen- und Volksblatt. 1877-1919 1882

1 (1.1.1882)

EV. OBER-
KIRCHENRATH

Evangelisches

Kirchen- und Volksblatt

Wöchentlich einen halben Bogen.
Durch alle Postämter oder Agenten
zu bestellen.
Inserat: die gespaltene
Petitzelle 10 S.

für das

Großherzogtum Baden.

Preis halbjährlich 1 M 70 S
ohne Postzuschlag. Unter Kreuz-
band bezogen halbjährlich mit
Porto 2 M 45 S. Preis einer
Nummer 10 S.

N^o 1.

Sonntag, den 1. Januar

1882.

Inhalt: Jesus soll die Losung sein, da ein neues Jahr erschienen. — Einiges vom Studentenater Tholud. — Die geschichtliche Weltstellung der Juden und die moderne Judenfrage. — Korrespondenzen. — Verschiedenes. — Ein Weihnachtsfest in Genua. — Büchertisch. — Liebesgaben. — Anzeigen.

Jesus soll die Losung sein, da ein neues Jahr erschienen.

(Zum Neujahrstag: Bst. 2, 21.)

Die alte christliche Kirche feierte am 1. Jan. nur das Fest der Namensgebung des Heilandes. Im heidnischen Rom wurde dieser Tag als Freudentag mit ausschweifenden Lustbarkeiten aller Art begangen, die Gemeinde Christi feierte ihn aus naheliegenden Gründen als Buß- und Fasttag. Im Laufe der Zeit hat sich eines wie das andere verändert. Das Gewicht des Neujahrstages hat allmählich die Erinnerung an den Tag der Namensgebung des Herrn im Gedächtnis der Völker verdrängt (Könneke). Aber wenn wir jetzt zum Neujahrsevangelium die Worte haben: „Da ward sein Name genannt Jesus“, so wird dadurch auch für unsere Feier der Neujahrstag zugleich der Namenstag des Herrn. Die rechte Feier des Neujahrstages wird dadurch nicht verkürzt, sondern es wird uns dadurch wie von selbst beim Eintritt in das neue Jahr als Losung der Name Jesus mitgegeben. Diese Losung weist zur Buße und zum gläubigen Ergreifen der Gnade, zur Heiligung des Herzens und des Lebens, zum festen Vertrauen bei aller Ungewißheit in den Wechselfällen unseres Lebens und unserer Lage, zur unverzagten Arbeit in der Liebe zu unserm Volk und dem Reiche Gottes.

Der Ernst der göttlichen Gerichte über unser weltliches und irdisch-gesinntes Geschlecht ist ein beständiger Ruf zur Buße an uns Alle. Aber mehr noch als die Gerichte Gottes lockt die in Jesu offenbarte Sänderliebe zur Buße. Denn was das Gesetz oft nicht vermag, das vermag bei Vielen die Freundlichkeit des Herrn, der immer wieder einlädt: „Kommet her zu mir! ich will euch erquicken.“ Unter dem Ernst des Jahreswechsels mit seiner Verlängerung der Gnadenfrist und mit seiner Erinnerung zugleich an deren Flucht und Ende reizt die Sänderliebe Jesu, die retten will, mit verdoppelter Macht zur Buße und zum Ergreifen der vergebenden Gnade. Das ist der Weg zur Seligkeit nicht bloß für die weltlichen sündigen Sänder, sondern auch für die frommen Herzen, die bereits die heilsame Gnade kennen. Weil der Herr Alles neu machen will, ist vor Allen eine tägliche Reinigung und Erneuerung unserer Seele notwendig. — Denn ohne diese giebt es keine Heiligung des Herzens und des Lebens. Die Liebe Gottes, von der der Name Jesus (Seligmacher) zeugt, will unsere Seligkeit und giebt Frieden; aber sie ist eine fortwirkend umgestaltende und heiligende Macht, wo sie erst einmal Platz gegriffen hat und täglich auf's Neue gesucht wird. Vor der Trägheit im Glaubensleben und Gleichgiltigkeit in dem Kampf wider die Sünde, der uns verordnet ist, soll uns im neuen Jahre der Name Jesus bewahren mit seiner täglichen Erinnerung an das, was es den Herrn gekostet, daß wir erlöst sind. — In dem Mangel an Glauben an die Liebe Jesu liegt die Ursache zur pessimistischen Verstimmung, Verzagttheit und Verzweiflung, der so Viele anheimfallen. Der Glaube spricht: „Wie sollte er, der Vater, uns mit ihm, dem eigenen Sohne, den er nicht verschont hat, nicht Alles schenken!“ Der Name Jesus als Licht in unseren Herzen verschärft die Augen zur Erkenntnis der Schäden unserer Zeit, unserer Kirche, unseres Volkes. Aber er verbürgt auch die Verheißung, daß schließlich Alles nach dem höchsten und besten Willen gehen muß im Kleinen und im Großen, denn der Herr hat seinen Jüngern das tröstliche Vermächtnis hinterlassen: Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende! — Diese Zuversicht, dieser Optimismus des Glaubens thut uns in unsern Tagen doppelt not. Ohne ihn sind wir mutlos und verzagt. Mit ihm arbeiten wir unverzagt, freudig und unentwegt und mit der Zuversicht weiter, daß der Herr auch durch Gerichte hindurch, unter denen auch sein Volk mitleiden muß,

schließlich Alles herrlich hinausführen, daß er siegen wird. Aber nur, daß wir wachsen im Glauben!

In meines Herzens Grunde
Dein Nam' und Kreuz allein
Funk'le all' Zeit und Stunde!
Drauf kann ich fröhlich sein.

Einiges vom Studentenater Tholud.

Als ich im Juli 1868 zu einem mehrtägigen Aufenthalt in Halle eingetroffen war, hatte ich ein besonderes Verlangen, den „alten Tholud“ kennen zu lernen. Ich klopfte bei ihm in seinem alten, einfachen Haus in der „Mittelstraße“ an und wurde freundlich aufgenommen. „Wir wollen hinaus in den Garten gehen“, sagte der kleine gebeugte alte Mann mit seiner ziemlich tiefliegenden Bassstimme. Wir gingen hinaus, und nun ging's in raschem Schritt hin und her — denn rüstig marschieren konnte er noch, trotzdem er bereits seiner ganzen äußeren Erscheinung nach mehr einer Ruine gleich. Die Unterhaltung war von ihm bald auf unser Badenerland, kirchenpolitische Verhältnisse und Zustände der theologischen Fakultät in Heidelberg gelenkt. Da mitten in den Ernst der Unterredung hinein sagte der liebe Greis plötzlich: „Denken Sie einmal an! Wollte ich da einmal eine Reise nach Schottland machen und dazu einen Studenten als Reisebegleiter mitnehmen; ich hatte einen Bestimmten ins Auge gefaßt, und den fragte ich nun: Wissen Sie, wo Edinburgh liegt? — Und der wußte das nicht! Sehen Sie, den konnte ich natürlich nicht nach Schottland mitnehmen.“ Nach dieser Expaute kam er auf das unterbrochene Gesprächsthema zurück, doch nicht ohne zuerst den Ausdruck meiner Verwunderung über die mangelhafte geographische Bildung des Studenten mit sichtlich Freude entgegengenommen zu haben. Es war so seine Art, junge Leute, besonders die Studenten, die ihn besuchten, mit irgend einer frappanten Bemerkung oder Frage zu überraschen und dann sich an deren verwundertem Gesichte und treffenden oder nichttreffenden Antworten zu ergötzen. So soll er einmal einen neugeborenen Studenten, als der kaum ins Zimmer getreten war und seinen Namen genannt hatte, mit folgender Mitteilung begrüßt haben: „Was sagen Sie dazu? Fuhr ich einmal nach M., und als ich dort ankam, merkte ich, daß ich meinen Handkoffer im Wartsaal hier hatte stehen lassen. Ich reklamirte ihn und reiste dann weiter. Raum war ich in B. ausgestiegen, so merkte ich, daß ich mein Kofferchen in M. hatte stehen lassen. Ich reklamirte wieder und bekam es auch nochmals; dann setzte ich meine Reise nach B. fort. Doch beim Aussteigen in B. sah ich zu meinem Schrecken, daß ich wieder keinen Koffer hatte. Was halten Sie davon, Hr. Studiosus?“ Dieser antwortete schlagfertig und led: „Das halte ich für eine ganz unverantwortliche Bummellei, Hr. Rat!“ Tholud lachte herzlich und drückte dem ledigen Jüngling die Hand. Derselbe hatte durch diese Antwort seine ganze Sympathie erobert. Tholud verband eben einen gewissen satirischen und scherzhaften Frohsinn mit dem tiefsten Ernst christlichen Denkens und Lebens. Er liebte es, seine jungen Freunde plötzlich durch originelle Fragen stuhig zu machen, und sah es gern, wenn sie ihm rüchhaltlose, ja übermäßige Antworten gaben. Aber gerade im Umgang mit den Studenten war er in seinem Element, und auf seinen Spaziergängen mit den Studenten hat er ebensoviel Segen gestiftet, wie auf dem Katheder und auf der Kanzel. Im persönlichen Umgang mit den Studenten offenbarte sich sein liebreiches Gemüt, wenn er mit ihnen über ihre Privatverhältnisse, ihre Eltern, ihre Freuden, Sorgen und leiblichen, wie geistlichen Bedürfnisse redete. Ein Spaziergang mit ihm war für sie ein Genuß für Leib, Seele und Geist; denn hier zog er die Schleusen seines tiefsten Geistes und Herzens auf und wußte jedem etwas zu bieten. Fast Tag

für Tag saßen mehrere an dem gedeckten Tisch des kinderlosen Mannes als seine „Kinder“. Am Weihnachtsabend war oft eine ganze Schar um ihn versammelt, und für jeden brachte das Christkind etwas. Nach vielen Jahren erkannte er, trotzdem seine Schüler allmählich nach Tausenden zählten, die wieder, die in persönlichem Verkehr mit ihm gestanden hatten. Sie hingen aber auch mit ungewöhnlicher Liebe an ihm, und seine Schüler danken ihm heute noch, was er ihnen gewesen und geworden; denn er ist Tausenden der Führer zu Christo und zum Verständnis seines Evangeliums geworden. Nicht bloß aus allen Gauen des deutschen Vaterlandes, sondern auch aus der Schweiz, aus Frankreich, England, Holland, Amerika kamen die Jünglinge herbei, um zu seinen Füßen sich an die Quelle der ewigen Wahrheit führen zu lassen. Er war aber auch ein betedter, mächtiger Zeuge der Gnade, nachdem er durch Kampf und Zweifel hindurch selbst zur Erfahrung der Gnade gekommen war.

Am 30. März 1799 in Breslau geboren, sollte der schwächliche, schwächliche Jüngling nach dem Willen seiner Stiefmutter, der das Schul- und Büchergeld zu viel war, nach der Konfirmation in der Werkstatt seines Vaters Goldschmied werden, allein er stellte sich da so ungeschickt an, daß der Vater ihn im Jörn eines Tages aus der Werkstatt jagte und ihm sagte: Geh' du zu deinen Vätern! Niemand war über diese väterliche Entscheidung froher als August Tholud, dem die Werkstatt bisher wie ein Gefängnis vorgekommen war, aus dem sein wissenschaftlicher Geist sich heraus zu seinen Vätern geholt hatte. — Seine Lieblingsfächer waren die alten, besonders die orientalischen Sprachen. Schon als Knabe hatte er neben seinen Schulaufgaben mit einer wahren Gier eine alte Grammatik, deren Titelblatt herausgerissen war, und die er bei einem Antiquar gefunden hatte, studiert. Es war, wie er später erfuhr, eine Grammatik der malaischen Sprache. Nach seiner Entlassung aus der Werkstatt absolvierte er rasch das Gymnasium. Dann reiste er nach Berlin, um dort den Professor der orientalischen Sprachen, v. Diez, aufzusuchen. Allein dieser war krank, und der Diener erklärte, der „Herr Professor nähme keinen Besuch an“. Tholud war im ersten Augenblick darüber so bestürzt, daß, wie er später selbst mit bitterem Leidwesen erzählte, plötzlich der frevelhafte Gedanke, sich das Leben zu nehmen, in ihm aufstauete. Allein Gottes Gnade hielt ihn. Der Diener des Professors v. Diez ließ Tholud nach und fragte, ob er vielleicht seinem Herrn eine Bestellung machen könne. Tholud gab ihm nun den Brief, in dem er seine Verhältnisse und Absichten dargelegt hatte, und den er selbst hatte dem Professor überreichen wollen. Trotz seiner Krankheit ließ Diez den seltsamen Studenten rufen. Dieser mußte nun seinen Brief dem Professor selbst vorlesen, der dann erklärte, sein bisheriger Gehilfe sei erkrankt, Tholud scheinbar genügend Sprachkenntnisse und Eifer zu haben, und so glaube er die göttliche Vorsehung daran erkennen zu müssen, daß Tholud gerade jetzt zu ihm käme; er könne also als sein Gehilfe bei ihm eintreten. Tholud spürte hier zum erstenmal greifbar die Hand seines Gottes. So war Tholud für jetzt versorgt. Allein schon nach einem halben Jahr starb Professor v. Diez. Außer dem materiellen und geistigen Gewinn, den Tholud bei ihm gefunden, hatte er in ihm auch einen demütigen Christen und zugleich in seinem Hause den Mann kennen gelernt, der unter Gottes Leitung den zweifelsüchtigen Jüngling für immer zu den Füßen und in den Dienst seines Heilandes bringen sollte, nämlich den bekannten schlesischen Baron v. Kottwitz, den er nachher in seiner „Weihe des Zweiflers“ in der Gestalt des Patriarchen porträtierte. In Kottwitz bekam Tholud die Leben und Liebe wirkende Macht des christlichen Glaubens vor Augen. Dadurch wurde der edle Jüngling, den der Prophet August Neander zugleich wissenschaftlich anregte, nach der Wahrheit immer verlangender; er gab sich mit glühender Begeisterung jetzt den theologischen Studien hin, nachdem er sich anfangs nur den orientalischen Sprachen gewidmet hatte, und indem seine Liebe zu dem Gekreuzigten täglich wuchs, hatte er bald nur das eine Ziel, die ganze Kraft seines Lebens in den Dienst Christi zu stellen. In dem Drang der ersten Liebe wäre er gerne Missionar geworden, wenn nicht der Arzt es für unmöglich erklärt hätte. Der schwächliche Student kam in Berlin wiederholt durch heftigen Blutsturz dem Tode nahe. Er genas damals immer wieder, blieb aber sein ganzes Leben hindurch leidend; scheinbar dadurch viel gehemmt, reiste dennoch gerade unter seinen Leiden sein Glaube immer mehr aus, und das Wort „Immer getnickt, aber nie gebrochen“ blieb das Bekenntnis seines ganzen Lebens. Gerade seine geeignetsten Schriften, wie die „Stunden christlicher Andacht“ und „Die Lehre von der Sünde und dem Verfühner oder die wahre Weihe des Zweiflers“ schrieb er in den schwersten Leidensstagen.

Raum 27 Jahre alt wurde er als Professor der Theologie nach Halle berufen. Trotz der Opposition der rationalistischen Professoren gegen seine Berufung folgte er unverzagt und ohne Grauen dem Ruf. Als er seine erste Vorlesung angekündigt hatte, stellten sich die etwa 900 Studenten der Theologie auf dem Wege auf und ließen ihn mit Hohn und Spott sozusagen Spiekruten laufen; aber der Mut, mit dem der junge Professor im Namen seines Herrn diesen Weg ging, imponierte der akademischen Jugend doch, so daß der Spott allmählich verstummte und die meisten ihm im Zug in den Hörsaal folgten. Hier wurden sie bald durch den geistvollen Vortrag des

überaus vielseitigen und hochgebildeten Mannes gefaßt, und wenn auch die Zahl derer, die dauernd bei ihm hörten, zunächst nicht groß war, nach und nach erlängte er sich doch eine Stellung und wurde schließlich der am meisten gehörende Lehrer. Bis der Rationalismus, der sich verzweifelt um seine Alleinherrschaft und schließlich um seine Existenz wehrte, gebrochen und überwunden war, kostete es freilich manchen Kampf und manche bittere Erfahrung des Hasses; besonders hoch gingen die Fluten der Schässigkeit gegen Tholud, als 1830 in der Hengstenberg'schen „Evang. R.-Z.“ durch den Juristen Ludw. v. Gerlach die Stellung der rationalistischen Professoren Gesenius und Wegscheider zur Bibel beleuchtet wurde, da man diesen Artikel irrtümlich dem Professor Tholud zuschrieb, und als beim Ausbruch der Cholera in Halle Gesenius sofort die Stadt verließ, und Tholud am Sonntag darauf über das Wort predigte: „Wer glaubt, flucht nicht.“ (Jes. 28, 16.)

Die Thätigkeit Tholud's in Halle ward von Ostern 1828 an auf ein Jahr unterbrochen, indem er aushilfsweise für diese Zeit als preussischer Gesandtschaftsprediger nach Rom ging, nachdem Rothe an das Predigerseminar nach Wittenberg berufen worden war. Von großer Bedeutung wurde ihm dort der geistige und herzliche Gedankenaustausch mit dem genialen preussischen Gesandten v. Bunsen und dessen geist- und gemütvoller Gattin und die persönliche Begegnung mit dem Kronprinzen und späteren König Friedrich Wilhelm IV., der im Herbst 1828 in Rom eintraf. Freifrau v. Bunsen gedachte am 6. Juli 1828 in einem ihrer kürzlich veröffentlichten Briefe gelegentlich einmal Tholud's mit folgenden Worten: „Unser Gastzimmer wird jetzt von Tholud bewohnt, einem Geistlichen, der augenblicklich die Stelle Rothe's als Gesandtschaftsprediger vertritt. Dieser hat eine Anstellung in Wittenberg erhalten, und sein wirklicher Nachfolger kann nicht vor Ostern eintreten. Tholud's Anwesenheit ist eine große Freude, und ich glaube, sie wird ein rechter Segen für uns sein, wenigstens besieht er ebenso sehr die Gabe zu unterrichten, als interessant und unterhaltend zu sein. Er hat sich als Verfasser mehrerer Werke ausgezeichnet und ist ein großer Orientalist. Er ist in England gewesen“ . . .

So anregend und angenehm sein Aufenthalt in Rom war, es zog ihn heim nach Halle; und dort wirkte er dann ununterbrochen bis zu seinem Tode (10. Juni 1877) unter und an seinen lieben Studenten, im Ganzen gerade 50 Jahre. Mit hingebender Liebe war er von Semester zu Semester der anregende, Geist und Herz befruchtende Lehrer und der gewaltige Prediger, der freundliche Seelsorger und Vater, der hingebende Freund und Berater seiner Studenten. Unter ihnen blieb der kinderlose Mann bis in sein Greisenalter jung und frisch, bis er, nachdem in den letzten Jahren seines Lebens ihn Alter und Krankheit schwer gebeugt, zur ewigen Ruhe eingehen durfte.

Die geschichtliche Weltstellung der Juden und die moderne Judenfrage.

Unter diesem Titel hat Dr. Heman in Basel eine sehr beachtenswerte Schrift veröffentlicht, die mit sachkundiger Hand und mit heiliger Liebe geschrieben ist. Dr. Heman stellt als Geschichtsphilosoph die Judenfrage im Zusammenhang mit den großen Weltfragen, ja mit den letzten und höchsten weltgeschichtlichen Problemen dar. Von diesem historischen Standpunkt aus ermöglicht er's, die ganze Wichtigkeit der modernen Judenfrage zu erkennen und zugleich eine billige, von allen zulässigen, augenblicklichen, persönlichen und niedrigen Beeinflussungen freie Stellung dazu zu gewinnen. Die Schrift zerfällt in 4 Abschnitte. Der 1. behandelt den weltgeschichtlichen Charakter der Juden. Der Charakter der Juden ist zu dem geworden, was er ist, teils durch den Talmud und die talmudistische Geistesrichtung, teils durch die systematische Absperrung gegen alles Nichtjüdische. In Folge derselben gewöhnte sich der jüdische Geist daran, in alle Verhältnisse nur soweit sich einzulassen, als es zum eigenen Nutzen gereichte und als es ohne Beschädigung des eigenen national-religiösen Wesens geschehen konnte. Die Folge dieses egoistischen Gebahrens war die Antipathie aller Völker gegen die Juden. Im 2. Abschnitt wird das weltgeschichtliche Geschick der Juden besprochen. „Die Juden nennen sich gern das Märtyrervolk der Weltgeschichte. Dieser Name ist zu heilig für die Rolle, die sie gespielt haben; aber tragisch — das war und ist ihre Geschichte im höchsten Maße, tragisch nicht in dem Sinne, daß ein blindes Verhängnis die Juden immer ins Unglück gestoßen hätte, sondern tragisch im wahren antiken Sinne, wonach ihr Charakter — ihr Verhängnis ward, und die Aufgabe, die ihnen in der Weltgeschichte zugeteilt ist, ihnen je und je zu ihrem und anderer Völker Unheil gereicht hat.“ Ihre wahre Rolle in der Weltgeschichte ist eine entschieden internationale und kosmopolitische, großartig durch ihren Einfluß auf Kultur und Politik der Weltvölker, aber ebenso entschieden eine im innersten Wesen zersetzende, alles Nationale und Individuelle auflösende und kosmopolitisch nivellierende, nur den eigenen Bestand konservierende. Erst dann finden allerorts und allerorten die Juden Zutritt zu einem Volk, wenn seine realen und idealen Volkkräfte und Volkszustände in Zersetzung begriffen sind. Es scheint ihnen von der Vorsehung die Rolle zugeteilt zu sein, das kritische Element und Ferment, unter den Völkern

zu sein, ein Element und Ferment, das fast bei keiner Neubildung, noch weniger aber bei der Auflösung eines Volksbestandes fehlen darf. Immer handelt es sich um die höchsten Interessen der Menschheit, wenn die Juden in die Weltgeschichte eingreifen. Sehr lehrreich ist der Nachweis, der vom Verfasser erbracht wird. Schon vor 20 Jahren hat der Geschichtschreiber des Hauses Rothschild den merkwürdigen Ausspruch gethan: Die Geschichte des Hauses Rothschild sei ein Stück Weltgeschichte, die Weltgeschichte aber sei das Weltgericht. Den Satz darf man auf das ganze Judentum und die ganze Judenfrage ausdehnen. Sie ist ein Stück Weltgericht über unsere modernen Zustände und ihre Grundlagen. Dies zeigt klar der 3. Abschnitt: Der weltgeschichtliche Aufschwung der Juden in der modernen Zeit. Es sind 3 Ursachen, welche die Juden im modernen Leben groß und mächtig werden ließen: auf dem politischen Gebiet der moderne Staatsgedanke (von dem allgemeinen Staatsbürgertum hat niemand größeren Nutzen gehabt als die Juden); auf dem materiellen Gebiet die moderne Geldwirtschaft (die soziale Frage muß am Gipfel des Kurzschnitts der Staatspapiere und der Staatsanleihen angefaßt werden); auf geistig religiösem Gebiet die moderne Selbstzersehung des Protestantismus durch die Bestrebungen der sog. liberalen Theologie und ihres Anhangs. Die Juden haben dem Christentum noch nie rechten Schaden zufügen können, wo nicht vorher die Christen selbst das Christentum geschädigt hatten. Die Entflechtung der Judenfrage giebt Licht über ihr Bestehen. Der 4. Abschnitt der Schrift bespricht dann die moderne Judenfrage. Nur die christliche Kirche und der deutsche Staat kann die Judenfrage zum Frommen der Christen und Deutschen und ohne Unrecht gegen die Juden lösen.

Korrespondenzen.

Karlsruhe. Das Organ der preussischen Regierung, die „Provincial-Korrespondenz“, hat sich kürzlich dahin geäußert, daß es sich bei den gegenwärtigen politischen Kämpfen um einen Kampf des Unglaubens gegen den Glauben handelt. Die fortgeschrittenen Leute auf der linken Seite sind sich dessen nicht bloß bewußt, sondern sie sprechen es gelegentlich auch offen aus, und der Geist der fortschrittlich-liberalen Presse beweist dies auch zur Genüge. Professor Virchow äußerte jüngst im Reichstag, daß man die Kirche nur soweit dulden könne, als sie die humanistische Entwicklung nicht störe; und er fügte hinzu, daß er und seine Gesinnungsgenossen das Humanismus nennen, was man auf christlicher Seite Naturalismus (d. h. Ersehung Gottes durch die Natur) nenne. Also der heidnische Naturalismus soll in unserem Volk und im deutschen Reich herrschen, und die Kirche darf diese Herrschaft nicht stören! Nur unter dieser Bedingung will der fortschrittliche Liberalismus der Kirche noch Lust und Licht im deutschen Reich und Volk gönnen! Derartige Äußerungen könnten Manchen, die immer noch nicht sehen, wo es hinaus will, die Augen öffnen. Es ist traurig, aber wahr, daß der Haß gegen das Christentum und die Kirche bei den letzten Reichstagswahlen eine große Rolle gespielt hat. Für Jeden, der dem Christentum und der Kirche eine andere Aufgabe zuerkennt, als die, die Entwicklung unserer öffentlichen Verhältnisse und unseres Volkes zum heidnischen Naturalismus nicht zu stören, ist der Platz, wo er Stellung zu nehmen hat, damit genau gekennzeichnet.

Aus Baden. Dem Wunsch, den wir in der letzten Nummer des R. u. B.-Bl. ausprochen, es möchte wenigstens ein Teil der Pfarreien, die „auf Zeit“ besetzt werden sollen, ausgeschrieben werden, war bereits entsprochen, als die letzte Nummer des R. u. B.-Bl. erschien. In dem zugleich mit dem R. u. B.-Bl. erschienenen kirchlichen Verordnungsblatt ist die Pfarrei Denzlingen zur Besetzung „auf Zeit“ ausgeschrieben. Diese Thatsache beweist jedenfalls, daß unser Wunsch begründet war.

Karlsruhe. Die Besetzung der Stelle eines Religionslehrers am hiesigen Gymnasium ist seitens der Staatsbehörde erfolgt, ohne daß die oberste Kirchenbehörde um Vorschläge oder um eine gutachtliche Äußerung ersucht worden wäre. Formell korrekt ist dies zwar, allein sachlich richtiger wäre es jedenfalls, wenn der Kirchenbehörde bei Besetzung von Religionslehrstellen, also in Sachen, wo sie die kompetente Stelle ist, irgend ein Mitwirkungsrecht zuerkannt würde. *Suum cuique!*

Verschiedenes.

Die Kirchenkollekte, welche am Septbr. v. J. auf Anordnung des Ev. Oberkirchenrats in unserer Landeskirche für den österreichischen evang. Jubiläumssfond erhoben worden ist, ergab die Summe von 2280 Mark.

Der frühere Inspektor des Johannispenzionates zu Dettingen (in Bayern), Herr Herbst, der im Jahre 1879 zum Darbyismus übergetreten war, ist am 15. Dezember mit seiner Frau und dem größten Teil seiner Anhänger wieder zur luth. Landeskirche zurückgekehrt. Lehren wie die, daß ein gläubiger Christ nicht mehr aus der Gnade fallen könne, ja daß er nicht mehr sündige und deshalb der 5. Bitte des Vaterunsers nicht mehr bedürfe, daß ein Christ überhaupt nicht mehr zu bitten brauche, sondern nur loben und danken könne, die Zumutung, das Vaterunser im Gottesdienst gar nicht mehr zu beten, u. dgl. waren ihnen doch zu starke Speise. Ueberhaupt

ging ihnen der bodenlose Subjektivismus der Darbyisten schließlich wider die Natur. Daß in allen Dingen des christl. Glaubens und der christl. Ordnung der Brüder „inneres Licht“, d. h. auf deutsch: der Herren eigener Geist, den Ausschlag gebe, das konnten sie auf die Dauer nicht ertragen. So stellten sie sich denn wieder auf den Felsengrund der Schrift und lehrten zur luth. (Landes-) Kirche zurück und befanden sich jetzt in derselben wieder so wohl wie ein Mensch, der von einem schwankenden Schiffe wieder auf festen Boden gekommen ist. Allgemein wird die Rückkehr der Separatisten, insbesondere ihres Führers, mit aufrichtiger Freude begrüßt. Es bleibt nur noch zu wünschen, daß auch die, welche noch zurück sind, nachkommen und daß die eingetretene kirchl. Bestimmung Bestand habe. Zwei hervorragende Mitglieder der Gemeinschaft sind allerdings noch und bleiben wohl auch zurück, da dieselben die darbyistischen Anschauungen mit Hartnäckigkeit vertreten. — Auch in Kolbenburg a. d. L. haben mehrere Gemeindeglieder, die im vorigen Jahre aus der Kirche aus- und zu der von Herbst gestifteten Gemeinschaft übergetreten waren, ihren Irrtum erkannt und bekant, um Bezeihung des durch ihren Austritt der Gemeinde gegebenen Vergernisses gebeten und um Wiederaufnahme in die von ihnen verlassene Kirche nachgesucht. Die Darbyisten zählen nun in dieser Stadt keine einzige Seele mehr zu den übrigen.

Die Berner Schulsynode hat in ihren Verhandlungen vom 20. Okt. gegenüber dem § 27 der Bundesverfassung, wonach die Schule keinen Religionsunterricht zu erteilen habe, der Uebersetzung Ausdruck gegeben, daß es eine Volksschule ohne Religionsunterricht nicht geben könne und dieser mithin als integrierender Teil des Volksschulunterrichts betrachtet werden müsse. Im Uebrigen beschäftigte man sich eingehend mit der Einführung eines neuen Lehrbuchs, und namentlich rief die Frage, ob in dasselbe auch Wundererzählungen aufzunehmen seien, eine lebhafteste Diskussion hervor. Der Referent, Sekundarlehrer Mülli von Langenthal, führte aus, daß er zwar nicht an die Wunder glaube, eine Ausschließung derselben aber das Gewissen gläubiger Lehrer und Eltern verlege, während ihre Zulassung die Liberalen nicht binde. Seinem Antrag: es sei für alle Schulstufen eine mäßige Anzahl von Wundererzählungen nach pädagogischer Auswahl aufzunehmen, wurde nach vergeblichem Versuche der Opposition, die Wunder wenigstens von der Oberstufe fern zu halten, mit 53 gegen 47 Stimmen beigegeben. Ein Zusatzantrag des Seminardirektors Martig wurde dagegen einstimmig zum Beschluß erhoben: „dabei soll den Lehrern und Lehrerinnen die vollste Freiheit gewahrt werden, ob und wie sie Wunder behandeln wollen“.

Von den Geldern, welche die schwarzen Jubiläumssänger 1878/79 in Europa erfungen haben, ist ein schönes Regeneruniversitätsgebäude in Nashville (Nordamerika) um den Preis von 1/2 Mill. M. erbaut, und ein anderes Gebäude, Livingstone-Missionshalle genannt, geht der Vollendung entgegen. Die Missionsgesellschaft, welcher dieses „Collego“ gehört, und die einmal von einer einzigen Dame eine Liebesgabe von 1 Million erhielt, besitzt in Amerika 8 „Colleges“ und 36 Schulen mit 700 schwarzen Jünglingen, aus denen mehr und mehr Missionare und Lehrer für Afrika ausgebildet werden. Schon sind 19 ehemalige Sklaven nach der Westküste Afrika's gesandt. Auch für eine Mission in's obere Mittelthal sind namhafte Geschenke gemacht, und bald sollen der Arzt und der Direktor dieser Mission abreisen, um geeignete Plätze für 3—4 Stationen auszuwählen.

In Kioto (Süd-Japan), der „heiligen“ Stadt des Buddhismus, dem festesten Bollwerk heidnischen Aberglaubens, wo vor 10 Jahren die Ankunft eines europäischen Gesandten die Bewohner auf das leidenschaftlichste erregte, wurde vor kurzem in einem Theater eine große öffentliche Versammlung gehalten, in der das Evangelium verkündet wurde. Dieselbe dauerte 12 Stunden. Die Zahl der Hörer betrug bis 4000 und sank nie unter 2000. Niemand widersprach. Alle hörten schweigend zu und nach dem Schluß zerstreuten sich die Versammelten in bester Ordnung. Die einflussreichste Zeitung des südlichen Japan bemerkte dazu: „In das Menschenwerk oder Gotteswerk oder ist es die unaufhaltbare Strömung der Zeit, daß in dem Herzen der h. Buddhakraft eine große Versammlung ohne Widerspruch stattfinden konnte, in der Jesus gepredigt wurde? Wir bemerken, daß das Christentum heute einen Zoll fortschreitet und morgen einen Zoll, und indem wir uns so an sein allmähliches Vorrücken gewöhnen, wandern wir uns darüber nicht. Aber wenn wir den Blick auf seine gesamte Entwicklung richten, können wir uns nicht verhehlen, daß es bereits in wunderbarer Weise Wurzeln unter uns geschlagen hat.“

Ein Weihnachtsfest in Genua.

Wer einsam ist und heimatlos, wie ich es seit Jahren bin, dem ist ja zu Weihnachten wohl manchmal recht weh zu Mut. Auch in dem Kreise lieber Freunde, deren Einladung zum heiligen Abend man mit einer gewissen schmerzlichen Empfindung gefolgt ist, kann man sich nicht immer dem Gedanken entziehen: „In diese frohliche Familie gehörst Du nicht, Du bist heut hier überflüssig!“ Und doch gedenke ich manches so gefeierten Festes mit Freunden. — So durste ich seiner Zeit im schönen Italien im Hause einer dort ansässigen deutschen Dame Weihnachten feiern, die es verstand, den franken und gefunden Gästen ihres Hauses einen allen Mitfeiernden unvergeßlichen „heiligen Abend“ zu bereiten. Das Wetter war zum besseren umgeschlagen. Rauhe Tage, selbst Eis und Schnee, hatten uns, die so etwas nicht erwartet, überrascht, aber nun war alles vergessen. Wir „putzten“ die prächtige Tanne, die vom Lago maggiore an die Riviera gewandert war, bei offenen Thüren und Fenstern, und ich kann wohl sagen, wir freuten uns alle wie die Kinder des kommenden

Abends. Endlich ertönt die Glocke und es wird mir ein unvergeßlicher Moment sein, als wir mit dem Gesang: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“ das geschmückte Zimmer betreten. Wie verschiedenartig mochten die Gedanken der Festgenossen sein! Einen Augenblick Stille, und in die Heimat zu den Lieben eilte der Geist, denn auch sie denken in dieser Stunde hierher und beten, daß der Heiland ihre in der Ferne weilenden Theuren segnen und heilen möge. Bald aber wich die Wehmut, und Weihnachtsfreude trat an ihre Stelle. Reich bedacht stand man an seinem Platz. Teilnahme, Liebe, aufrichtige, herzliche Liebe wurde einem jeden. — An den offenen Thüren, an den Fenstern standen und drängten sich große und kleine Italiener. So etwas hatten sie noch nicht erlebt. Bei ihnen ist das Weihnachtsfest, was das Äußere anlangt, mehr eine Magenfrage. Die Fleischläden waren voll der Waare, die geschlachteten Tiere, namentlich viele Lämmer, mit Goldpapier beklebt, und die versilberten Würste hingen in bunten Papiernezen. — Wir saßen, nachdem die Lichter am Baume verlöscht, noch lange beisammen. Der liebenswürdige Pastor der deutschen Gemeinde in Genua hielt die Festandacht, gütige Freunde einer anderen Pension bereiteten uns Ueberraschungen mittelst des Zuckers, und gegen elf Uhr zogen sich die meisten zurück. — Einige aus unserem Kreise gingen mit mir noch zur römisch-katholischen Kirche. Störend war das laute Sprechen der Weiber, das Rücken und Heranbringen der zu miethenden Stühle, während der Handlung des am Altar fungirenden Geistlichen geringe oder gar keine Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Mit dem Schlag zwölf änderte sich das plötzlich. Lebhaft, unserm Geschma nach zu weltliche Musik begann. Rauschend durchzogen die Klänge die Hallen, Weihrauchwolken umgaben uns, und wir waren wie berauscht, als wir um ein Uhr wieder unter Gottes freiem Himmel standen. In den Straßen des Ortes war viel Leben. Die Weinstuben voll schreiender, gestikulirender Menschen, Kanonenschläge, die bei jedem kirchlichen Fest reichlich angewendet werden, erschreckten die Damen, man merkte wenig von der „Stillen Nacht, heiligen Nacht!“ — Am ersten Feiertage nahmen wir an dem englischen Gottesdienste teil. Der Nachmittag vereinigte zu einem großen Kaffe in unserer Villa die meisten Freunde. Am zweiten Feiertag kam der liebe Pastor aus Genua und spendete denen, die darnach verlangten, nach einer herzlichen Predigt, das heilige Abendmahl. Die Feier war tief ergreifend, fern der Heimat und den lieben Seinigen, die meisten krank am Leibe, beteten und flehten sie zum Herrn um Vergebung ihrer Sünden und Hilfe in der Not. — Am dritten Feiertage, den wir als gute Deutsche auch feierten, wurde nachmittags in mehreren Boten, an denen große Flaggen mit den deutschen Farben flatterten, eine mehrstündige Fahrt hinaus auf's Meer unternommen. Ich wüßte nicht eines der bekannten deutschen Volkslieder, das ungesungen geblieben wäre. Vom Ufer jubelten uns Vertreter des harmlosen italienischen Fischervolkes zu, ein uns kreuzender kleiner Dampfer salutirte die deutsche Flagge, und allen zu früh wurde uns das Signal zur Umkehr nach dem kleinen Hafen. — Im fremden Lande, mit bisher Unbekannten feierten wir fröhlich das Fest. War es doch so heimlich. Wir wußten eben alle, warum wir Weihnachten feiern, und was uns zu Weihnachten geschenkt ist: Christus der Herr, der Heiland, und mit und durch ihn Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit. Daß alle Fremden, und die fern von der Heimat sind, in solchem Sinne das Fest feiern möchten!

So zieh denn ein auf jedem Pfade,
Du liebste Fest der Christenheit!
Erfülle uns mit Deiner Gnade,
Und mach' die Herzen froh und weit!
Es möge jauchzend heut erschallen
Da, wo sein Name heilig ist,
Daß es zum Himmel möge hallen:
„Gelobet seist Du, Jesus Christ.“ (R. Pr. 3.)

Büchertisch.

Bei G. Ed. Müller in Bremen: 1. Morgenthau. Erbauliche Betrachtungen auf alle Tage des Jahres. „Wieder ein neues Andachtsbuch? Es giebt ja schon so viele! — Ja, meine Lieben, aber wenn ihr Jahrelang einer Lieblingsbuch gelesen habt, so vernehmet jetzt einmal, was andere auserwählte Rüstzeuge aus dem Quell der Wahrheit geschöpft haben, und was hier aus dem reichen Schatz ihrer Erfahrungen zum Schriftverständnis und eben dadurch zur Erbauung dargeboten wird.“ So sagt mit Recht die Vorrede zu diesen neuen und sehr empfehlenswerten „Hausandachten“, die für jeden Tag des Jahres einen kurzen Text nebst kurzer Auslegung irgend eines bekannten Gottesmannes und einem Uebersetzungs bieten. Die Betrachtungen sind von Luther, Bengel, J. H. Hasenkamp, Gottfr. Meulen, F. K. Krummacker, Friedr. Kollat, J. Gohner, Steinhöfer, Osterze, J. E. Wed († Prof. in Tübingen), Meinerzhagen, Fr. Karl v. Moser, Spitta, Fenelon, Christian Fr. Richter, (dem Dichter der Lieder „Es kostet viel, ein Christ zu sein“ und „Es ist nicht schwer, ein Christ zu sein“), G. Frommel, Gollubusch, Rich. Baxter, Seiler u. A. Gerade in der Zusammenstellung der kurzen Betrachtungen aus den Werken verschiedener und eben auch dieser Gottesmänner scheint uns die starke Seite dieses neuen Andachtsbuches zu liegen. (5 M.) — 2. „Ein herzliches Wort an unsere Jugend, hauptsächlich den Jünglingen der Seminare und geistlichen Akademien gewidmet.“ Aus dem Russischen. Beantwortet von Herrn. Dalton. In der Vorrede

bemerkt der bekannte Prediger an der deutschen evang. Gemeinde in Petersburg, H. Dalton, daß dieses „herzliche Wort“ von dem seit der Thronbesteigung Alex. III. vielgenannten Geh. Rats Konst. Petrowitsch Pobedonoszew stammt, den das Vertrauen Kaiser Alex. II. zu der hohen und einflussreichen Stellung eines Oberprokurators des „heil. Synods“ berufen, und den das gleiche Vertrauen des gegenwärtigen russischen Kaisers, verstärkt durch die Pietät zu dem Manne, der den Jüngling einst die Wege des Rechtes gelehrt, an diesem wichtigen Posten belassen hat. Das Büchlein ist eine Wächterstimme aus dem Herzen und Mund eines Juristen der griechisch-katholischen Kirche Rußlands, der sein Volk und den Herrn lieb hat, und das verdient, auch in unserer deutsch-evang. Kirche beachtet zu werden. (60 Pf.) — 3. Von der Gottheit Christi: Predigt aus dem Jahre 1818 von D. Fr. Theresmin. Mit Vorwort für 1881 herausgegeben von D. R. Kögel. Letzterer citirt im Vorwort den Ausdruck Dr. Blantschli's auf dem Berliner Protestantentag am 10. Juni 1881: „Es giebt wohl auch heute noch einzelne geistreiche und hochgebildete Männer — wir haben neuerlich einen solchen (Manteuffel) es aussprechen hören —, welche wirklich an die Gottheit Christi glauben. Aber es giebt heute sehr viel mehr wissenschaftlich gebildete Männer, denen diese Formel (!) ganz unverständlich und unannehmbar geworden ist, weil sie mit ihrem Gottesbegriff unvereinbar erscheint. Es ist gewiß, daß große Massen von Gebildeten eher Vertrauen zu Christus gewinnen, wenn er ihnen als Mensch psychologisch verständlich gemacht wird und menschlich näher tritt, als wenn er als Gott dargestellt wird, was nur ihren Widerspruch reizt. Liegt es denn im Interesse und ist es eine Pflicht der Kirche, alle diese wohlgesinnten und redlichen Leute für immer zu Feinden des Christentums zu machen, statt ihnen die Wege zu zeigen, wie sie Christen werden?“ Kögel erwähnt darauf Manteuffel's Wort vom 29. Mai 1881, der u. A. schrieb: „Wenn der Geistliche den guten Grund verläßt und nicht die Gottheit Christi glaubt und predigt, so kann er Sekten bilden, nie aber sich evang. Geistlicher Augsburgischer Konfession nennen. Thäte er das, so würde er unter falscher Flagge segeln und einfach dem Urteil der öffentlichen Meinung verfallen, die schon im Altertum Unwahrheit und falschen Schein verdammt.“ Schließlich sagt D. Kögel: „Im Anschluß an dieses gute Bekenntnis und als Antwort auf die im Prot.-Berein erneuten skeptischen Behauptungen hat es mich getrieben, die nachfolgende Predigt des unserer Domgemeinde unvergesslichen D. Theresmin . . . abdrucken zu lassen. Die Frage beherrscht nun einmal ununterbrochen die christliche Zeitrechnung: Wie danket euch um Christo? weß Sohn ist er? Und die Antwort, gleichviel ob von Vielen oder von Wenigen angenommen, giebt Sieg und Seligkeit: „In Christo wohnt die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig.“ (80 Pf.) — 4. Wahrheitsfunken. Vorträge von Rev. A. B. Romerie, Prof. der Logik und Metaphysik in London. Uebersetzt von H. R. Diese Vorträge behandeln die Thematika: Ursprung des Bösen, Leiden, Gebet, Wahrheit, Glaube, Werke, Nacht der Gewohnheit, Strafe. (1 M.)

„Das kleine Halleluja.“ Sammlung ein-, zwei- und dreistimmiger Weisen und liturgischer Gesänge für Kirche, Schule und Haus. Von Fr. Ihme in Brentthal bei Philippsburg im Elsaß. Selbstverlag des Herausgebers. Dieses neueste Werk des durch Herausgabe kirchlicher Liederdächer längst in weiteren Kreisen bekannten Fr. Ihme enthält eine größere Anzahl evangelischer, besonders der älteren deutsch-lutherischen Kirche entstammender Kirchenlieder mit der rhytmischen Weise, außerdem 64 liturgische Gesänge für Sonn- und Festtags-Gottesdienste, besonders für Kinderchöre. Preis 60 Pf., mit Porto 70 Pf.; elegant gebunden und portofrei 1 M. 10 Pf.; 25 Exempl. portofrei 13 M. 75 Pf. Bestellungen beim Herausgeber.

Liebesgaben.

Von Rot.-Insp. Rr. für Tülingen, Hornb., Niesern, Weinh., Dngl., Deuggen, Christophona je 7 M., Ronnenw. 10 M., Werth., Berl. Stadtmiff., Italien, Spanien, je 3 M., Heidelb. und Berracher Kapelle je 4 M., durch Stadtpf. Zimmerm. v. Gen.-Dir. G. f. Hornb. 5. M.

Herzlichen Dank und besten Segenswunsch!
Für den Stud. der Theol. sind weiter eingegangen: Von Fr. Fr. S. 20 M.: durch Def. G. in P. von Ungen. 5 M.

Redigiert von Pfarrer Reimuth in Anielingen.

Ernst und heitere Spiegelbilder

in frappanten Zügen, treffenden Kalendergeschichten und ergötzlichen Anekdoten finden sich im **Christophorus-Kalender 1882**. Preis 50 Pf. **Diedr. Soltan's Verlag, Norden.** [76]

Südwestdeutsche Konferenz für innere Mission.

Die Zusammenkunft der vereinigten Ausschüsse findet Mittwoch den 11. Jan. 1882, vormittags 10^{1/2} Uhr, in **Bruchsal** (Hotel Keller) statt, wozu die Anwesendelieder eingeladen werden. [88]21

Die Reformirte Kirchenzeitung,

redigirt von P. Galaminus in Elberfeld, beginnt ihren fünften Jahrgang. Sie vertritt die Sache des reformirten Bekenntnisses in Deutschland und sucht die Kenntnis der Lehre, Geschichte und Ordnung, sowie der gegenwärtigen Lage derselben zu fördern. Sie enthält Schriftauslegung, Abhandlungen aus dem Gebiete der Lehre, des Gottesdienstes, der Geschichte und Verfassung der reformirten Kirche, kirchliche Nachrichten und Vermischtes. Sie erscheint wöchentlich, Sonnabends, einen Bogen stark und kostet vierteljährlich für Elberfeld und Barmen 1 M., auswärts 1 M. 40 S. Man abonniert bei allen Postanstalten, bei der Buchhandlung von Hugo Klein in Barmen und bei der Expedition d. Bl. Dr. Friedr. Röhrer, Elberfeld, Alexanderstr. 11a. [87]

Eine christlich geführte, in Haushaltungsgeschäften erfahrene Pfarrwoife sucht Stelle als Haushälterin, am liebsten in einem Pfarrhause auf dem Lande. Nähere Auskunft erteilt Pfarrer Specht in Hpringen. [1]21

